

Total-Ausverkauf

wegen vollständiger Aufgabe des Geschäfts.

Da ich mein seit 35 Jahren bestehendes Geschäft vollständig aufzulösen beabsichtige, so stelle ich mein gesamtes Lager, als:

Kleiderstoffe — Flannele — Barchente — Kattune — Futtersachen — Leinwand — Hemdentuche — Shirts
 Gardinen — Bettzeuge — Tischzeuge — Hand- und Wischtücher — Taschentücher — fertige Schürzen
 Unterröcke — Knabenanzüge — Kinderkleider — fertige Damen- u. Kinderwäsche — Untersachen — Strümpfe
 Handschuhe — Corsets — Jagdwesten — Strickjacken — Tücher — Kapotten — Schulterkragen etc. etc.
 zu bedeutend herabgesetzten Preisen zum Ausverkauf. Auch die noch bestellten Herbst-Neubeiten gebe ich zu Ausverkaufspreisen ab und bietet sich hier-
 durch dem geehrten Publikum günstige Gelegenheit, wirklich gute und freizig reelle Waare billigst einzukaufen.
 Bestellungen auf anzufertigende Sachen werden nach wie vor promptest ausgeführt.

Mit Hochachtung **D. Heller, Gr. Ulrichstr. 63.**

Rothe Grütze „Ceres“.

Hôtel „Kaiser Wilhelm“,
 Bernburgerstr. 13.
 Jeden Freitag
Fisch-Abend
 (Karpfen blau m. Butter, à Post. 75) —
 do. polnisch, — 75 —
 Schleie blau m. Butter, — 75 —
 do. mit Dillsauce, — 75 —
 Aal blau mit Butter, — 75 —
 do. geback. m. Remoulade, — 75 —

Jeden Sonnabend
Stamm:
 Eisbein m. Sauerkraut und Erbsenpurée,
 à Post. 75 Pfg.
Fritz Rahne.

Hempelmann & Krause,
 Halle a. S., Kleinschmieden 5,
 empfehlen
 ihr grosses und gutassortirtes Magazin von
Küchen- u. Hausgeräthen
 und besonders noch:
 Reinnickel, Nickelplattirte Kochgeschirre, sowie dergl. Kaffee-
 und Theeservice. Theetische. Theemaschinen in Kupfer und
 Nickel. Feinste Präsentirbretter mit Fayenceplatten in Holz
 oder Nickelfassung. Blumentische. Garderobeständer. Wasch-
 maschinen und Wringmaschinen bester Construction. Fleisch-
 hackemaschinen, Brotschneidemaschinen. Messerputz-
 maschinen. Vorzüglichstes Fabrikat in Solinger Tischmesserh
 und Gabeln mit Ebenholz-, Knochen-, Elfenbein- und versilberten
 Griffen, sowie Taschenmesser in grosser Auswahl.

**Hängelampen, Tischlampen,
 Klavierlampen**
 in nur anerkannt bester Waare.

Rothe Grütze „Ceres“.

Winter-
 Paletots n. Maass 48, 58, 68,
 englisch 78 Mark.
Max Teuscher,
 Schneeröcke nur 20.
 Schil-bekleid. Gr. Märkerstr. 23/24.

Schutz vor Unglück! Neu!
Sicherheitsgebisse
 D. R. G. 134990,
 Franz. Patent 274713,
 Oefferr. „ 2843,
 Ungar. „ 11548.
 zu haben
 2264] „Drei Kugeln“,
 Mansfelderstr. 54.

Buchführung,
 laufende, Monats- und Jahresab-
 schlüsse, Inventuren, vollständige
 Einrichtung der Bücher und Rechnungen
 werden von sachkundigem Kaufmann
 übernommen. Offert. sub. T. G. 281
 an Haase, Steinle & Vogler, A.-G.,
 Halle a. S. (2401)

Rothe Grütze „Ceres“, à Post 20 Pfg.
 liefert einen fäuerlich aromatisch nach Himbeers- und Johannisbeers schmecken-
 den Fruchtputting.
 Fruchtputting-Saucenpulver „Ceres“, à Packet 10 Pfg., liefert die
 feinste Eier-Baniliensauce für Fruchtgölee und Rothe Grütze „Ceres“.
 Warnung. Da minderwertige Fabrikate im Handel sind, so
 verlange man stets die Marke „Ceres“ (liberal zu lesen.)
 Hannover'sche Fruchtgölee-Extrakt-Fabrik „Ceres“,
 Hannover, Benntstraße 5.

Reineck's Wein- und Bierhaus,
 Mittelstr. 15. früh. Fr. Ehrenberg. Mittelstr. 15.
Austern, 10 Stück prima Qualität,
 nur 1,75 Mk.,
 sowie alle Speisen der Saison.
 Dejeuners, Dinners und Soupers zu jeder Tageszeit
 in und ausser dem Hause.

National-Sprach-Institut
 Methode Berlitz, Bandour-Farvey,
 Englisch, Französisch, Italienisch, nur
 nationale, wissenschaftlich geprüfte Lehr-
 kräfte.
 A. Bandour,
 acad. gebildet und geprüft, Wilhelmstr. 1.
Klavier-Unterricht
 ertheilt Frau Martha Benkenstein,
 ehemalige Schülerin von Hrn. Prof. Reubke.
 Steinrückstr. 9, p. (1617)

Zum Wohnungswechsel
 empfehle
Gardinen-Reste
 zu 1 bis 4 Fenster passend
 bedeutend unter Preis.
Emil Höschel
 Gr. Ulrichstr. 52.

Tapeten,
 hervorragende Neuheiten
 in besseren und billigeren Preislagen.
Linoleum mit durchgehenden modernen
 Teppichmustern, einfarbig
 braun, grün, roth etc.
Linoleum-Teppiche.
 Gardinen * Portiären * Teppiche
 Tischdecken * Läuferstoffe * Fellvorlagen.
G. Frauendorf
 Schulstr. 3/4. Fernspr. 1066.

Gricottailen
 in
 glatt
 und
 besetzt.
 Viele Neuheiten!
 Nur gute Qualitäten!
H. Schnee Nachf.
 A. Ebermann,
 Halle, Gr. Steinstr. 84.

Zu
 Gegründet 1823. **Hochzeits-**
Geschenken
 empfiehlt
F. A. Heckert
 61 Gr. Ulrichstrasse 61
 feinste
Luxus-
Artikel. Grösste Auswahl.

Stottern.
 Alle, welche beim Singen nicht stottern, können vollständig geheilt
 werden; ohne Medicamente oder Operationen etc.
 Prospekt unentgeltlich.
Sprachheilkundl. „Ephata“,
 Halle a. S., bei Bad Wittelind (Seebitzstr.). (2369)

Halle'sche Puppen-
Klinik,
 Jub. Herm. Petsch,
 Zeisigerstr. 63, 1 Tr.
 Goldener Birsh.

Vorbereitung für d. Freiwilligen-
 Abiturient-Exam. rasch, sicher, billigt.
 Dresden 8. Meesta, Direktor.

Rothe Grütze „Ceres“.



Schnitt.

Stizze aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben von Helene Voigt.

Das Pferdenachtreiben beim Dreschen ist ein für allemal Sönke Kallens Arbeit. Ein Spaß ist das nicht, wenn der schneidende Stwind durch die schwarzen Kronen der Kastanienallee auf dem Gutshofe fährt und die meterlangen Eiszapfen, die vom schneeartigen Strohdache des Kuhhauses niederhängen, abreißt und klirrend an der Steinmauer zerschlägt. Und der dumme Kerl ist noch dazu froh, daß Niemand es ihm streitig macht!

Ganz nahe am Dreschgöpel liegt das Buschholz, von dem in der Meierei unter den großen eingemauerten Milchfesseln und Wasserbecken gebrannt wird. Guste hat sich zum Kleinmachen angeboten. Nicht nur aus Mitleid mit dem Schweinejungen, der jetzt immer so spät aus der Schule kommt und wirklich durchaus keine Zeit dazu hat. Hauptsächlich wohl wegen einer Verabredung mit Sönke.

Sie hat ihn ja lieb. Schon als er im November kam, hat sie es gefühlt. An sein dänisch-deutsches Kauderwelsch konnte sie sich freilich nicht so schnell gewöhnen. Aber was seine stahlblauen Augen sagten, in denen immer so ein undeutliches Flimmern und Zittern war, verstand sie sofort.

Sönke ist nicht roh und geht nicht zu Spiel und Tanz. Und doch grinsen die Leute, wenn von ihm die Rede ist, sehen sich scheu um und sagen dann, daß er viel schlimmer sei als sie Alle miteinander. Gottlieb, der mit Sönke aus einem Dorf stammt, weiß ein Lied davon zu singen.

Da oben in ihrer Heimath weiter nach der dänischen Grenze zu habe er als blutjunger Mensch seinen Bauern, der ihn ungerecht getadelt, mit dem Forkensiel über den Kopf geschlagen, daß der Wickhandelte wie todt zusammengebrochen sei. Da freilich habe Sönke geweint wie ein Kind und nach Wasser geschrien und um Verzeihung gebeten und sei so verzweifelt gewesen, daß der Bauer es aufgegeben, die Sache bei Gericht anzuzeigen. Aber (gedankt habe er doch für Sönkes weitere Dienste.

Wo der sich nachher überall herumgetrieben? Erst in Dänemarks Mooren als Dorfstecher, dann jahrelang als Fischerknecht an der norwegischen Küste, bloß weil ihm der Kampf mit Wasser und Felsen Spaß gemacht. Dann habe er in den schwedischen Wäldern gearbeitet, wo aus dem Saft der angebohrten Kiefern irgendwas gemacht wurde, was die Maler brauchten. Ueberall gabs schwere Arbeit und schlechten Verdienst, und schließlich sei er nach Schleswig zurückgekommen.

Guste kümmert sich nicht um Sönkes Vergangenheit. Er ist ja still und gut — das genügt ihr. Nur manchmal durchfährt es sie schreckhaft, wenn sie den Ruttscher Thomas antommen und eine wilde Wuth in Sönkes hellen Augen aufzucken sieht.

Sönke ist lange nicht so ansehnlich wie Thomas. Der ist von Haus aus Schlachter und ein wahrer Riese an Gestalt. Dabei hat er ein hübsches Gesicht und hält sich ordentlich im Zeug. Sonst ist nicht viel Ruhmens von ihm zu machen. Die leichtsinnigen Mädchen sind hinter ihm her, und die guten fürchten sich vor ihm.

Zu denen, die Furcht haben, gehört Guste, und grade auf sie hat Thomas es augenblicklich abgesehen. Ihre braunen Augen haben so leicht einen ängstlichen Ausdruck und der gefällt ihm. Zum offenen Haß kommt es nicht zwischen den beiden Nebenduhlern. Dazu ist der eine zu stolz und der andere nicht ehrlich genug. Es bleibt ein dumpfes, heimliches Nagen und Grollen und eine Stimmung, wie sie einen überkommt, wenn

man draußen auf der Holzstoppel an der breiten Aue steht und das Wasser unter der glatten Eisdecke murren hört.

Ein dunkler weicher Frühlingstag. Der Himmel scheint so nah und in der Luft liegt eine seltsam frohe Mattigkeit. Die Saatzeit ist vor der Thür. Nur die letzten Fuder Mengkorn sind vorher noch abzurummeln. Sönke treibt wie gewöhnlich. Aber Fausthandschuhe hat er heute nicht an und fast ist ihm auch die mit einer alten Pferdebede gefütterte Jacke zu warm. Wie das heult drinnen im Dreschkasten, dumpf und voll, wenn eine aufgeschnittene Garbe in die Welle niedergleitet, hell und klappernd, wenn sie sich einmal leer dreht.

Sönke hatte ein sehnsüchtiges, drängendes Gefühl in sich. Heute Abend will er endlich vernünftig mit Guste besprechen, wann sie heirathen wollen. Sie wollen doch in Ehren vor dem Altar treten, wenns auch fast ganz aus der Mode gekommen ist. Immer wieder muß er zu dem Mädchen hinüberschauen. Wie sie dasieht in ihrem hochgebundenen Rock und ernst das Weiß auf- und niederhingelt. Gar nicht zu fühlen scheint sie die langen Dornsplitter, die ihr doch oft genug in die Hände dringen müssen.

Der Inspektor steht in der Scheunenthür und wundert sich, daß Sönke heut so schlecht treibt. Endlich ruft er dem Nachlässigen ein paar ärgerlich mahnende Worte zu.

Stöppst du egentli? Paß dich up din Beer!

Sönke erschrickt, wird dunkelroth und läßt hastig die Peitsche über die Rücken der vier Pferdepaare streichen. Eine Welle geht Alles gut. Aber dann sieht er, wie Guste ganz erschrocken am grünfeuchten Kastanienstamme lehnt. Nun kann er wieder nicht loskommen von ihr mit seinen Augen.

Dieselbe Geschichte wiederholt sich, nur braucht der Inspektor diesmal schärfere Worte. Und doch schleichen nach einer Viertelstunde die Pferde schon wieder wie die Schneden und stehen schließlich wie auf Verabredung alle miteinander still.

Nun bekommt Sönke einen ganz gehörigen Kniffel. Er wird kreideweiß im Gesicht und vergißt ganz zu gehorchen. Der Inspektor legt des Knechtes Zögern als Troß aus und winkt den Thomas herbei, der mit den leeren Strohbügeln auf der Schulter vorübergeht. Sönke sei verschlafen oder betrunken oder Gott weiß was — genug, Thomas soll hinauffliegen und treiben. Sönke kann Stroh tragen.

Thomas kriecht sehr bereitwillig zwischen den in der Runde gehenden Pferden durch. Roam doal, Du Nachmütz! Su'n Handvull! Ni mal de Beer in Gang holen kann he! Und lifere gift as 'n Tuz!

Sönke sitzt starr mit zitternden Augen. Er läßt die Peitsche fallen. Die Lederschnur wickelte sich um die Zähne des Göpelrades und reißt schließlich vom Stiel los. Ein Blick von Guste — Sönke springt auf und rennt in die Scheune. Bald kommt er wieder mit einem mächtigen Strohbüdel auf Kopf und Schultern. Dabei läuft er, als ob die Hölle hinter ihm sei. Thomas lacht überlaut. Nicht weiß ihm so recht herzlich danach zu Muth ist, sondern weil es Sönke hoffentlich noch mehr fränken wird.

Dem Schwindelts im Kopfe. Alles dreht sich um ihn und mit ihm. Darum also hat er gefroren und ausgehalten im Winter, um sich jetzt wie ein Hund vom Göpel jagen zu lassen. Darum also!

Er verliert ruhiger zu werden. Er kennt sich ja. Er weiß, daß er ohne sein Zuthun zum wilden, vernunftlosen Thier werden kann. Wenn er nur an etwas Bestimmtes, Fernliegendes denken könnte. Aber nein, nichts als dies tosende Sprudeln in seinem Blute. So was hinnehmen müssen!

Er läuft und rennt und schafft für drei und wird immer heißer und unklarer dabei.

Als er spät Abends nach Futterzeit in die Spinnstube tritt, sieht Thomas am lauwarmen Ofen und spricht mit Guste, die ganz verzagt hinter ihrem Nähfaßen sitzt. Gott sei Dank, daß Sönke kommt. Sie will zu ihm gehen. Als sie den Blick hebt, streift sie ein trotziges Befehlen aus Thomas' Augen, und sie wagt nicht, sich zu rühren.

Sönke legt seine Hand auf ihre Schulter. Sie merkt, daß er zittert. Thomas kommt mit frech neuärierigem Gesicht näher. Nimm die Hand weg, Sönke, stammelt sie, dat deiht mit weh und ik mutt auch mi Schört farri maken.

Die Hand drückt nicht, aber Thomas' heiße, zornige Augen peinigten sie. Gott, daß ein Mensch, den man haßt, so viel Macht über einen haben kann! Sie schaut Sönke an und erinnert sich nicht, ihn je so todenblaß gesehen zu haben. Seine Nasenflügel zittern und seine Augen klimmen wie Kohlen unter grauer Aschenschicht.

Er geht. Stumm und ohne Gruß. Thomas bleibt noch. Die anderen Knechte liegen schon im Pferdestall und schlafen. Aber was braucht er so zu eilen. Er hat ja doch seine Kammer in der Meierei. Draußen auf dem dunkeln Hof in der weichen, mondlosen Frühlingsluft meint Sönke ersticken zu müssen, wenn er nicht etwas Großes, Unerhörtes thut. Ein Verbrechen meintwegen — einerlei was. Nur etwas, das ihn frei macht, das die Schrauben lockert, zwischen denen Kopf und Brust eingeklemmt sind. Jetzt steht er an dem Ende der seitwärts liegenden Scheune, das der Koppel zugewandt ist. An der Mauer klettert am Gitterwerk ein Kirschaum auf und streckt seine knospenden Zweige bis hart unter das breit vorspringende Strohdach.

Du dürres Stroh, so ruhig bist du, so verdammt ruhig? Du träger, regungsloser Wetterhahn — stehst und glogt nieder kalt und höhnisch? Ob du warm werden kannst, kalter Vogel? Ob du sink und lebendig werden kannst, todes Stroh?

Sönke höhnt vor Dual. Ein Bund Schwefelstücken fühlt er in seiner Tasche. Er klettert an den dünnen Latten und am rankenden Baumgeäst hinauf, immer höher, ohne anzuhalten. Er hat das Dach erreicht. Er biegt den Körper nach außen, schwankt einen Augenblick und giebt sich dann einen mächtigen Ruck. Nun krallt er sich in das feste Stroh und ringt sich aufwärts, bis er mit beiden Händen die Eisenflange des Wetterhahns umklammert.

Eine aufgeschreckte Gule flattert aus dem dunkeln Nieselloche. Sönke erschrickt. Fast wäre er hinuntergestürzt in die graue, gährende Tiefe. Sein Horn wächst ins Maßlose. Er hängt mit dem Oberkörper über dem Dachstuhl und reißt ein Bündel nach dem andern an seinem Hüftenbein. Erst das fünfte oder sechste Spänchen fängt an, bläulich aufzuleuchten. Sönke schützt es mit vorgehaltenen Händen und hält es ans Dachstroh, als die Flamme roth wird.

Er schaut zum Himmel auf — der ist dunkel und lautlos. Er schaut zur Erde nieder — die ist dunkel und lautlos. Da beginnt er, sich rückwärts am Dache hinabzulassen. Nach den Seiten zu fällt es schräger ab als vorn. Dicke, feuchtgrüne Moosbüschel, mit einer moderigen Strohschicht verbunden, bleiben in seinen Händen. Halb stürzend gleitet er weiter.

Da steht er unten an der Steinwand, schüttelt das Moos von sich und sucht nach seiner Mütze. Als er fortzuschleichen will, sieht er drüben im AHWert der Kastanie einen rothen, zuckenden Schein. Unversehens fliegt sein Blick zur Scheinenspitze. Ja, gut gemacht hat ers, es brennt, es brennt lichterloh.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Familienleben des Fürsten Bismarck.

Erinnerungsblätter.

Von Georg Schmidt-Sachsenburg.

(Fortsetzung.)

Bismarcks Verhältnis zu seinem Vater war durchaus liebevoll, kindlich pietätvoll. Dieser wurde nach dem Tode seiner Gemahlin immer schwerhöriger, so daß er nur noch wenig mit seinen alten Nachbarn verkehren konnte. Da gewährte ihm die Jagd das einzige Vergnügen in seinem sonst so stillen und zurückgezogenen Leben. In höchst humoristischer Weise schreibt ein Sohn Otto, welcher in der Waidmannslust mit dem Vater wetteiferte, wie weder Unwetter noch Mangel an Wild einen

Hinderungsgrund für die Befriedigung ihrer Jagdleidenschaft abgab, indem gute Laune und blühende Einbildungskraft sie über die Erfolglosigkeit hinwegsetzte, da sie wie im Manöver gegen einen martirten Feind so in Flur und Wald gegen ein fingirtes Wild zu Felde zogen.

Als der Sohn später Kniephof übernahm, blieb er mit dem Vater im regsten nunmehr brieflichen Verkehr, indem er ihm zumal über alle Fragen des landwirtschaftlichen Berufes genaue Auskunft gab. Folgender Brief mag zum Belege dienen.

Kniephof, 1. Oktober 1843.

Lieber Vater!

Ich bin hier, wie Du denken kannst, wohlbehalten angekommen. Auf dem Dampfschiff war ich der einzige Passagier, den man „Sie“ nennen konnte, es war daher wohl der Mühe werth, daß sie auf mich warteten. . . . Hier habe ich bis auf das Wetter Alles in Ordnung gefunden; es ist nun schon bald vierzehn Tage so naß und kalt, daß man den Leuten kaum zumuthen kann, zum Kartoffelaufnehmen draußen zu bleiben. Meine vierzig Personen aus dem Warthebruch sind angekommen; sie arbeiten sehr viel fleißiger als die hiesigen und ohne daß aufgeplügt wird, kosten aber auch sehr viel mehr; indeß wüßte ich kaum, wie ich ohne sie fertig werden sollte, da bei dem Regen wenig Hiesige kommen, ehe sie nicht entschieden Hunger leiden, und vierhundert Morgen kosten schon einige Arbeit. Meine vier Ackerpferde aus Mecklenburg sind auch endlich angelangt, aber bedeutend theurer, als verabredet war; drei davon kosten jedes neunzehn und eines zwanzig Louisdor. Dafür sind es allerdings sehr tüchtige Pferde, groß und kräftig, zwischen fünf und acht Jahre alt und würden ein ganz leidliches Kutschgespann für Hinterpommern geben. . . . Gesehn hatte ich große Gesellschaft hier. Pauline, Frau von Knobelsdorf, Adelsheid nebst Männern und der Doktor ließen sich plötzlich am Abend vorher anfragen und durch Bernhards (des Bruders) Vermittelung bekam ich noch die ganze Departements-Ersatzkommission dazu: einen Brigadegeneral von der Hande nebst Adjutant, Major Wigleben, der kleine Kampff, ein Regimentsarzt, in Allem vierzehn Personen. Meine Mamiell war außer sich; aber es gelang noch, uns mit Anstand aus der Affäre zu ziehen und man erklärte meine Wirthschaft in so vorzüglicher Ordnung, daß ich gar keine Frau brauchte. . . .

Ich freue mich sehr, daß ihr nun bald herkommt; wir hoffen, es wird schon am 11. sein, da den 12. Adelsheids Geburtstag ist.

Zum 15. in Freienwalde werde ich Quartier ausmitteln und mich dieser Tage in die Gegend zum Refognosiren begeben. Würde es nicht vielleicht angemessen sein, daß ich ein Duzend der umerjochtesten Stargarder Lieutenants vermittels eines guten Dinners für mich und meine Angehörigen günstig zu stimmen suchte? Vielleicht ließen sich dann einige bereden, mit meiner armen Schwester zu tanzen, da ich doch nicht für den ganzen Abend für den Miß einstehen kann, obgleich ihr meine innige Theilnahme, wenn sie als Deforation verbraucht werden sollte, nie fehlen wird. . . . Lebe recht wohl, lieber Vater. Grüße Malwine, und kommt gesund und bald hier an. Ich langweile mich zum Hängen, wenn ich hier allein bin. Mittwoch ist ökonomische in Regenwalde, Donnerstag Kränzchen in Plathe.

Dein treuer Sohn
Bismarck.

In innigster Liebe hing er an seinem Vater. Selbst in Versailles während der Belagerung von Paris erzählte er öfter von ihm. Klingt es doch wie verhaltene Nührung, wenn er zu seiner Umgebung über ihn äußerte: „Wenn ich gut ritt, so sagte mein Vater: Er macht's ja wie Bluwenel.“ Er nannte mich damals immer so. Bluwenel war ein Stallmeister Ludwigs des Vierzehnten gewesen und ein berühmter Reiter. Und wenn ich gut geschrieben hatte, sagte er: „Er schreibt ja, als ob er's bei Hilmar Kuras gelernt hätte.“ Das war der Schreiblehrer Friedrichs des Großen gewesen.

Als im Herbst 1845 der Vater erkrankte, eilte sein Sohn Otto von der Kavallerieübung im Manöver an sein Lager nach Schönhausen und verweilte dort, bis er ihn am 22. November die Augen schloß.

Außerordentlich herzlich war das Verhältnis des jüngeren Bruders zu seiner einzigen Schwester Malwine, vermählt an Oskar von Arnim auf Kröchlendorff. In den Briefen aus seinen mittleren Mannesjahren redet er sie „Liebe Kleine“, „Mein sehr Geliebtes“, „Meine Angebetete“, „Mein Engel“ und „Liebe Arnimen“ an. Er berichtet ihr von seinen land-



wirtschaftlichen Sorgen und von kleinen Begebenheiten des täglichen Lebens, hin und wieder mit Andeutungen über sein tieferes Empfinden. So schreibt er: „Draußen pfeift Johann ebenso konsequent als falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu unterlagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebestummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Jureden der Eltern einen Stellmacher geheirathet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schooße der Zukunft ruht.“

In einem anderen Briefe schildert er sehr humoristisch das Norderneyer Baderleben. „Die Table d'hote wechselt ihrer Zeit nach je nach dem Wechsel von Ebbe und Fluth zwischen ein und fünf Uhr, ihren Bestandtheilen nach zwischen Schellfischen, Bohnen und Hammel an den ungeraden und Sezungen, Erbsen und Kalb an den geraden Tagen des Monats, woran sich im ersteren Falle süßer Gries mit Fruchtsauce, im zweiten Budding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Behmuth und mit Heimweh erfüllt. Denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war. Sie muß ein herrliches Gemüth haben, aber das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Minister . . ., eine jener Gestalten, die uns in Träumen erscheinen, wenn wir schlafend übel werden, ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches festhalte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze trumme Beine.“

Als 1858 der Fürst von Hohenzollern den Vorsitz des preussischen Ministeriums übernommen hatte und es hieß, daß Bismarck von seinem Gesandtschaftsposten beim Bundesrathe abberufen und mit einer anderen Stellung betraut werden solle, schrieb er: „Will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponiren, so werde ich mich unter die Kanonen von Schönhausen zurückziehen und zusehen, wie man in Preußen regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu thun. Abwechslung ist die Seele des Lebens und hoffentlich werde ich mich wieder um zehn Jahre verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gesechtsdisposition befinde wie 1848 und 1849.“

Am 28. Juli 1847 vermählte der tolle Bismarck von Kniephof, der nach des Vaters Tode Schönhausen übernommen hatte, sich mit Johanna von Buttamer. Die junge Gemahlin, in einem streng kirchlichen Hause gottesfürchtig erzogen, war eine aufgeweckte lebhaftige Natur, feinführend und vornehm, musikalisch, ja eine Meisterin auf dem Flügel, dabei eine sorgsame und umsichtige Hausfrau.

Der Verkehr der Eheleute war innig und herzlich. Fern von der Familie weiland, sendet der Gemahl seinem „geliebten Herzen“ Jasmin aus Peterhof, Haidekrautblüthen aus dem südlichen Frankreich, Gelbeiß aus Gastein und bei der Wiederkehr seinen Hochzeitstages nach sechzehn Jahren gedenkt er zu Gastein des Sonnenscheins, welchen jener Tag in sein Junggesellenleben ihm gebracht hat. Auf einer Reise gehen ihm seine zahlreichen für die Korrespondenz mit der Familie sorglich mitgenommenen Briefumschläge aus. Aus St. Sebastian schreibt er über sein schlechtes Gewissen, daß er so viel Schönes allein geniesse, in einem Briefe aus Nürnberg, daß er gern über Wien nach Salzburg gefahren wäre, um seine Hochzeitsreise noch einmal zu durchleben, im tiefen Empfinden für ihren Werth sprach er aus: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat“, und dachte er an die Zeit zurück, wo sie noch nicht die Seine war, so erschien ihm solche schal und trostlos, fast selbst sittenlos.

Es mögen hier einzelne Stellen aus seinen Briefen folgen. Von Gastein schreibt er, er hoffe einen Absteher von Baden nach Homburg machen zu können, um wenigstens einen Tag des Behagens der Häuslichkeit sich erfreuen zu dürfen, und in demselben Jahre von Baden: „Ich habe eine rechte Sehnsucht, einmal einen faulen Tag in Eurer Mitte zu verleben. Hier werde ich auch bei dem reizendsten Wetter die Tinte nicht von den Fingern los. Gestern bin ich bei wundervollem Mondschein bis Mitternacht in den Feldern spazieren gegangen, kann aber doch die Geschäfte nicht aus dem Kopfe los werden. Ich wollte, irgend eine Intrigue setze ein anderes Ministerium durch, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintentrom-

den Rücken kehren und still auf dem Lande leben könnte. Die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich. Seit zehn Jahren im Wirthshause Schreiberdienste und in Berlin wieder. Es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landadelmann und ich sehe in jedem einen Wohlthäter, der mich zu stützen sucht.“

1864 aus Schönbrunn: „Es ist zu wunderbar, daß ich gerade in den Zimmern zu ebener Erde wohne, die auf den heimlich reservirten Garten stoßen, in den wir vor genau siebzehn Jahren beim Mondschein eindringen. Wenn ich über die rechte Schulter blicke, so sehe ich gerade den dunklen Buchenheckengang entlang, in welchem wir mit dem heimlichen Behagen am Verbotenen bis an die Glasfenster wanderten, hinter denen ich jetzt wohne, und jetzt wiederhole ich im Mondschein unsere damalige Wanderung.“

In demselben Jahre aus Bordeaux: „Gestern früh fuhr ich aus Baden, schlief sehr gut in Paris, brach heute gegen elf auf und bin jetzt Abends elf hier, denke morgen um fünf nach Bayonne zu fahren und um zwei in Biarritz zu sein. Ich bin eigentlich jetzt schon sehr wohl und wäre ganz munter, wenn ich gewiß wäre, daß es mit Dir gut geht.“

1865 aus Karlsbad: „Ich schäme mich, daß ich Dir zu Deinem Geburtstage nicht geschrieben habe. Aber es ist so viel Mühsen in meinem Leben, daß ich nur selten zum Wollen komme. Das Tretrad geht Tag für Tag seinen Weg und ich komme mir vor wie der müde Gaul darauf, der es unter sich fortstchiebt, ohne von der Stelle zu gelangen.“

Isidor Vinc. Fleisch u. Co. Brunn, 16. Juli 1866.

Mein geliebtes Herz!

Nach dreitägiger Ruhe bin ich wieder ins Berliner Leben verfallen, bis zwei Uhr auf, bis zehn geschlafen; ich hoffte, mich dieser ungeunden Eintheilung etwas entwöhnen zu haben. Herzlichen Dank für Deinen Brief ohne Datum; was steht in meinem, der Dich so gefreut hat? ich weiß es nicht mehr. Gestern fuhr ich mit Moon spazieren nach einem einsamen Bergnütungsorte. Wald, Felsen, Vögel, Sonnenuntergang, Alles tiefer Frieden und Muße. Heute ist die Hitze sehr drückend. Der Kronprinz hat gestern ein kleines Gefecht gehabt, was ihm aber doch sechzehn Kanonen einbrachte. Die Oesterreicher scheinen sich nach Ungarn zu ziehen. Ich glaube aber, daß es nun bald, wenn nicht zum Frieden, doch zum Waffenstillstand kommt.

Den 18. Ich habe etwas Rheuma gehabt, aber es ist wieder vorüber; es war ein Nervenankerort; ich hätte am Sonntagabend neun Uhr zu Bett gehen müssen, um von den fünfzig Stunden Schlaf, die ich in vierzehn Tagen zu wenig gehabt, nachzuholen. Ich that es auch, war eben im Einschlafen, als Lesevre von Wien zurückkam. Verhandlung bis drei Uhr, und früh wieder. Das fuhr mir ins linke Bein. Gummistrumpf half, jetzt ist's besser. Wir gehen heute nach Nikolsburg, Schloß der Gräfin Mensdorf, geborene Dietrichstein.

Warum werden eigentlich unsere Kammern nicht berufen? Frage Eulenburg danach und sage ihm, daß es dringlich sei, das Parlamentskorps in den Krieg eingreifen zu lassen, bevor die Friedensbedingungen ernstlich diskutiert werden.

Ich komme zu den Kammern, wenn ich hier aus den Verhandlungen fort kann; kann ich nicht, so muß ohne mich eröffnet werden. Leb wohl, mein Herz. Ich bin ganz munter wieder und werde es mit Gottes Hilfe bleiben. Grüße die Kinder und die Damen herzlich.

Dein treuester v. B.

Das Fühlen und Empfinden des in innigster Liebe mit der Gemahlin Verbundenen blieb nicht ohne Rückwirkung auf deren Anschauung, wie aus ihrem Urtheil über die Franzosen sich zeigt. Im Hauptquartier zu Versailles, während der Belagerung von Paris, fragte Prinz Albrecht bei Tisch: „Darf ich fragen, wie es der Frau Gräfin geht?“ — „O,“ lautete die Antwort, „der geht es ganz gut. Nur leidet sie noch immer an ihrem grimmtigen Haß gegen die Gallier, die sie sammt und sonders todgeschossen und gestochen sehen möchte bis auf die ganz kleinen Kinder, die doch nichts dafür könnten, daß sie so icheußliche Eltern hätten.“ Ein andermal erzählte er seiner Umgebung, daß sie ihm geschrieben: „Ich fürchte, daß Ihr in Frankreich keine Bibel findet und so werde ich Dir nächstens ein Palmbuch schicken, damit Du darin die Prophezeiung gegen die Franzosen lesen kannst: „Ich sage Dir, die Gottlosen sollen ausgerottet werden.“

In Juli 1872 schickte ihm Kaiser Wilhelm I. ein eigenhändiges Glückwunschschreiben: „Sie werden am 28. d. M. ein schönes Familienfest begehen, das Ihnen der Allmächtige in Seiner Gnade beschert. Daher darf und kann Ich mit Meiner Theilnahme an diesem Feste nicht zurückbleiben, und so wollen Sie und die Fürstin, Ihre Gemahlin, meinen innigsten und wärmsten Glückwunsch zu diesem erhebenden Feste entgegennehmen; daß Ihnen Beiden unter so vielen Glücksgütern, welche die Vorkehrung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebete zum Himmel steigen. Unsere und Meine Dankgebete gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte und damit eine Laufbahn Meiner Regierung eröffnete, welche weit über Denken und Verstehen geht. Aber auch dafür werden Sie Ihre Dankgefühle nach Oben senden, daß Gott Sie begnadete, so Hohes zu leisten. Und nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden, das erhält Sie in Ihrem schweren Berufe. Zur Erinnerung an Ihre silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt und die, so zerbrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf der es jetzt steht, verdankt. Ihr treu ergebener
König Wilhelm.“

Das Antwortschreiben vom 1. August 1872 hatte folgenden Wortlaut: „Ew. Majestät haben meiner Frau und mir durch die huldreiche Theilnahme an unserem Familienfeste eine große Freude bereitet und wollen unseren ehrfurchtsvollen Dank gnädig entgegennehmen. Mit Recht heben Ew. Majestät unter den Segnungen, für die ich Gott zu danken habe, das Glück der Häuslichkeit in erster Linie hervor, aber zum Glück gehört in meinem Hause für meine Frau sowohl wie für mich das Bewußtsein der Zufriedenheit Ew. Majestät, und die so überaus gnädigen und freundlichen Worte der Anerkennung, welche das Allerhöchste Schreiben enthält, sind für frange Nerven wohlthätiger als alle ärztliche Hilfe. Ich habe im Rückblick auf mein Leben so unerhöplichen Anlaß, Gott für seine unverdiente Barmherzigkeit zu danken, daß ich fast fürchte, es könne mir nicht so gut bis zu Ende gehen.“

Als am 11. April 1893 die Hamburger ihm einen Facelzug brachten, lautete der Schluß seiner Antwort auf die vorherige Ansprache: „Ich danke Ihnen Allen, daß Sie gerade heute am Geburtstage meiner Frau gekommen sind. Ohne ihre feste Sorge würde ich wohl kaum so alt geworden sein, wie ich jetzt bin. Gott hat mir reichen Segen gegeben, daß mein Familienleben ein so sehr glückliches ist, und meine Freude, Sie hier zu sehen, ist so groß, weil ich überzeugt bin, Sie theilen mit mir die Freude über diesen Tag.“
(Schluß folgt.)

Allerlei.

Ueber die Erfindung der Lokomotivweife erzählen englische Blätter nach der „Romanwelt“ folgende, zwar höchst unwahrscheinliche, aber doch ganz amüsante Geschichte. Als die ersten Bahnhöfen in England angelegt wurden, war — bei der damaligen Fahrgeschwindigkeit der Züge — von einer Anlage der Fahrdämme, wie sie heute üblich ist, natürlich gar nicht die Rede. Die Geleise kreuzten die schon vorhandenen Landstraßen meistens in gleicher Höhe, und an eine Abjperung durch Barrieren oder andere Vorsichtsmaßregeln war damals noch nicht zu denken. Man überließ es einfach den Lokomotivführern, Menschen und Fuhrwerke von dem Schienenstrange fortzuschleuden, und rüstete sie zu diesem Zwecke mit einer Art Signalhorn aus. Eines Tages nun, im Jahre 1833, fuhr ein biederer Farmer von Thornton nach Leicester, um seine Waaren, eine große Ladung von Eiern und Butter, auf den Markt zu bringen. Unterwegs mußte er ein Bahngelände kreuzen — und unglücklicher Weise nahte gerade ein Zug heran. Vergebens tutele der Maschinenführer auf seinem Horn — der Farmer hörte nichts. Ein Zusammenstoß war die Folge. Der Farmer wurde von seinem Wagen erabgeschleudert und blieb ohne nennenswerthe Verletzungen; Pferd und Wagen dagegen, sowie achtzig Mandeln Eier und fünfzig Pfund Butter waren verloren, und die Bahngesellschaft mußte den Schaden ersetzen. In Folge dieses Unfalls wandte sich die Direktion an George Stephenson selbst mit der Bitte, doch irgend ein Instrument herzustellen, das bessere Warnungssignale geben könnte. Das Resultat war die Erfindung der Lokomotivweife.

Die entführte Schwiegermama. Ein recht fatales Abenteuer ist, wie aus Vulkareit geschrieben wird, dort einem unternehmenden

jungen Don Juan vässrr. Damian Mada, ein reicher malachischer Schlossherr, war in heißer Liebe zu der schönen Anna Procovica, der Tochter seines Gutsvverwalters, entbrannt, die auch weit enifernt davon war, die Annäherungen des reichen Freiers zurückzuweisen. Die Eltern des Mädchens jedoch mochten den Liebeschwürnen ihres als unbeständig bekannten Gutspatrons nicht recht trauen und hielten schon seit Jahresfrist mit ihrer Einwilligung zurück. Unter diesen Umständen nun kam Damian zu dem Entschlusse, die Geliebte zu entführen und sich auf österrreichischem Gebiete mit ihr trauen zu lassen. Er traf also alle nöthigen Vorbereitungen, von der Strickleiter an bis zu der mit feurigen Rossen bespannten Kutsche, und hob im Dunkel der Nacht sein vermeintliches Bräutchen, das noch seinen Laut von sich gegeben, auch das Antlis nach Art der Römerinnen dicht verkleidet trug, zu sich in den Wagen. Wer indessen vermöchte das Entsetzen des jungen Mannes zu beschreiben, als er, endlich den Moment für seine Herzergüsse gekommen glaubend, sich seiner künftigen — Schwiegermama gegenüber sah. Selbige hatte, da sie von der beabsichtigten Entführung Wind bekommen, für gut befunden, ihres Töchterchens Stelle einzunehmen.

Ein moderner Enoch Arden. Man schreibt aus New-York: Im Jahre 1862 wanderte ein Mann, Platt Hodges mit Namen, aus Millas Station in Pennsylvanien nach dem Westen aus und ließ seine Frau und Kinder in der Heimath zurück. In der ersten Zeit erhielt die Familie ab und zu einen Brief von dem Ausgewanderten, doch dann ließ Hodges lange nichts mehr von sich hören. Die Frau glaubte schließlich, daß ihr Mann gestorben sei, die Ehe wurde vom Gericht gelöst und die Frau beirathete einen gewissen Swift. Die Gatten lebten lange Jahre in glücklicher Ehe miteinander, dann starb Swift und hinterließ seiner Frau ein hübsches Sümmdchen. Inzwischen waren wieder Jahre vergangen, kein Mensch dachte mehr an den verschollenen Platt Hodges, als plötzlich vor einigen Tagen ein Greis, total heruntergekommen und in Lumpen geküßt, im Orte auftauchte und erzählte, er sei der Platt Hodges, welcher 1862 ausgewandert war, um sein Glück zu suchen. Kein Mensch kannte ihn wieder und man glaubte schon, daß er ein Schwindler sei, als die Ehefrau ihn an bestimmten Zeichen erkannte. Hodges erzählte, daß er in den 37 Jahren fast alle Staaten der amerikanischen Union durchwandert habe, ohne das geuchte Glück zu finden. Im letzten Frühjah war er in Merito, als ihn das Heimweh packte. Auf seine Fäden ließen ihn die Eisenbahnbeamten als blinden Passagier bis New-Orleans mitfahren. Von hier begab er sich zu Fuß nach seiner Heimath, indem er unterwegs seinen Lebensunterhalt durch Betteln erwarb. Jetzt hat er alles Glend vergessen, seine Frau ist gar nicht betäubt über die Rückkehr ihres ersten Mannes und die Tafel ist stets für ihn gedeckt.

Eine Partie Billard per Zweirad. Aus Paris kommt die etwas unwahrscheinlich klingende Nachricht, daß zwei passionierte Billardspieler, die ebenso leidenschaftliche Radfahrer sind, sehr geschickt mit dem Duceu zu hantiren vermögen, während sie auf dem Sattel des in Bewegung befindlichen Stahlrosses sitzen. Die beiden Herren — ein hervorragender Journalist und ein wohlbekannter Künstler — spielten kürzlich in dem Saal ihres eleganten Klubs eine solche Partie Billard per Zweirad vor vielen Zuschauern. Es war Bedingung, daß die Spieler ihre Stöße ausführen mußten, ohne die Maschine auch nur einen Augenblick anzuhalten oder gar die Lenkstange des Rades die Kante der Billardtisch berühren zu lassen. Sobald dies geschah, sollte der etwaige Erfolg des Stoßes dem Partner gut geschrieben werden. Nachdem man einige Zeit sehr im Zweifel darüber war, wer von den beiden gleich gewandten Gegnern den Sieg davontragen würde, gewann der Künstler mit einem Male einen großen Vorsprung und durfte den ausgesetzten Preis in Gestalt einer netten Summe in die Tasche stecken.

Das Testament eines Sonderlings. Die Stadt Douai (französisches Nord-Departement) hat kürzlich einen ihrer originellsten Bürger, den 87-jährigen Monsieur Binquet, verloren. Bevor er zu seinen Vätern versammelt wurde, vermachte der Sonderling den Armen seines Heimathsdorfes eine Rente von vierhundert Francs, während er den Pariser Thierchutzverein zum Universalerben seiner Hinterlassenschaft, die aus einem besuchten Vergnügungsetablisement bestand, einsetzte. Hohererent über das ihr in den Schooß gefallene Vermögen, ersandte die Gesellschaft einen ihrer Agenten zur Siegelabnahme und Inventarisirung der vorhandenen Gegenstände nach Douai. In Binquets Kämern, die er zu Lebzeiten innegehabt, herrschte ein wahres Chaos. Unter Bergen von Makulatur versteckt, fand sich ein kostbares Kaffeeservice aus getriebnem Silber vor; das Bestirroh hatte zur Aufbewahrungsstätte für vierzig vergoldete Bestiecke und eine Anzahl seltener Münzen und werthvoller Andenken gedient; die größte Ueberraschung aber wartete der Anwesenden, als der Notar aus der wurmstichigen Schublade eines alten dreibeinigen Sekretärs ein dices Bündel „au porteur“ lautender dreiprozentiger Pfandbriefe hervorholte, die ein Kapital von mehr als 100 000 Francs repräsentirten. Man ist in Douai nun sehr gespannt darauf, ob dieser unvermuthete Fund an die im Testamente überreagangenen Verwandten M. Binquets fallen oder ob der Pariser Thierchutzverein in dem bevorstehenden Prozesse sein Recht behaupten wird.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. — Druck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.